

Gleichberechtigt heisst nicht gleich

Überall will man heute mitgemeint sein und dazugehören, von der Gendersprache bis zur Frauenbadi: Inklusion wird zum Dogma. Doch es gibt auch ein Recht auf Abgrenzung. Von Birgit Schmid

Je mehr Unterschiede wir betonen, desto gleicher wollen wir sein. Im Sommer forderte eine Person Einlass in die Zürcher Frauenbadi, sie trug Bart und hatte eine tiefe Stimme, weshalb ihr die Leitung des Bads den Zutritt verwehrte. Diese hielt den Gast für einen Mann. Das F im Pass wies ihn aber als Frau aus. Es war eine Transfrau, die Anspruch auf den Ort erhob, an dem sich Frauen aufhalten. Exklusiv.

Sollen alle immer alles dürfen? Inklusion behauptet, Differenz zu ignorieren, tatsächlich wird sie dadurch betont. Warum müssen Frauen mit Bart in die Frauenbadi? Warum Männer ins Frauen-WC? Warum müssen die Ampelmännchen durch schwangere Frauen ersetzt werden? Warum wird der «Fussgängerstreifen» zum «Zebrastreifen»? Warum wollen Frauen in die Zunft? Warum muss jeder Zeitungstext für jede Person verständlich sein? Warum müssen Männer in die Frauenbadi?

Der Rechtsausschuss der SVP forderte 2017 in einem Postulat, dass Männer in die Frauenbadi gehen dürfen. Begründet wurde der Vorstoss mit der Gleichstellung. Nicht nur Linke kämpfen also für Inklusion, sondern auch rechte Politiker, wenn sich damit politisch Stimmung machen lässt.

Inklusion ist ein Begriff, der den Weg in eine gerechtere Gesellschaft weist. Wer alle mit einbezieht, schliesst niemanden aus. Wenn alle mitgemeint sind, wird niemand diskriminiert. Und benachteiligt fühlt man sich heute schnell – und übersehen. Mehr als alles andere trägt diesem Gefühl die genderinklusive Sprache Rechnung. Die Sprache kommt dem Anliegen der Inklusion sogar mit einem alle und alles umarmenden Zeichen nach: mit Sternchen und Doppelpunkt. Der Inklusionsgedanke durchdringt inzwischen jeden Lebensbereich. Dabei kann man eigentlich nichts einwenden gegen das Bemühen, alle immerzu einzubeziehen und für ausnahmslos jeden die Türen zu öffnen. Das Problem ist: Es gibt Unterschiede, die sich nicht ignorieren lassen.

Das gute Ansinnen der Inklusion führt zu einer Nivellierung und der Missachtung der Bedürfnisse, die mit Differenz verbunden sind. Frauen in der Frauenbadi wollen unter sich bleiben und geniessen die Freiheit von Männerblicken. Die Studenten in der Verbindung sprechen anders, als wenn Frauen dabei wären. Wäre es deshalb gut, Frauen wären dabei, damit die Männer wie die Frauen sprechen? Warum müssen alle gleich sein und sich einander anpassen? Was soll diese Angst vor Unterschieden? Gibt es nicht sogar ein Recht auf Abgrenzung?

Die Freiheit des Einzelnen

Gleichberechtigung ist nicht dasselbe wie Gleichheit. Zur Gleichberechtigung gehört, dass alle gleiche Rechte haben und die Freiheit des Einzelnen garantiert ist. Man respektiert die Meinung von anderen und zeigt gegenseitige Toleranz. Eine Demokratie schützt Minderheiten, aber sie macht nicht alle gleich.

Bevor Inklusion zum Modewort wurde, war sie als Begriff geläufig für Menschen mit einer Behinderung, denen damit ein hindernisfreier Zugang zu Bereichen des öffentlichen Lebens garantiert und gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht wird. Menschen im Rollstuhl müssen in Gebäude mit Treppen gelangen können, im Zug werden Plätze für sie geschaffen, sie spielen Handball. Sehbehinderte ertasten den neuen Roman von Thomas Hürlimann, jede «Tagesschau» wird für Gehörlose übersetzt. Das ist richtig so.

Dann machte sich Inklusion einen Namen in der Schule. Lernschwache Schülerinnen und Schüler werden in Regelklassen unterrichtet und behandelt wie alle anderen. Sie sollen sich nicht anders fühlen, sondern «ganz natürlich dazugehören», wie das inklusive Konzept beschrieben wird. Inzwischen wird der heilpädagogische Ansatz aber auch als Gleichmacherei kritisiert, als romantisierend. Besonderheiten lassen sich nicht weginkludieren. Das kann sich für das betroffene Kind sogar kontraproduktiv auswirken.

Bei der Inklusion geht es um das Versprechen, dass die unterschiedlichsten Menschen eines Tages nichts mehr unterscheidet. In erster Linie rechtlich. Immer öfter wird aber mit dem subjektiven Ge-

Das gute Ansinnen der Inklusion führt zu einer Nivellierung und der Missachtung der Bedürfnisse, die mit Differenz verbunden sind.



rechtigkeitsempfinden argumentiert: Das, wovon man ausgeschlossen bleibt, wird als Verneinung der eigenen Person erlebt, als Ablehnung meiner Einzigartigkeit – als würde mir damit die Existenzberechtigung abgesprochen. So wird Inklusion zum Dogma, und oft ist nicht ersichtlich, wer vom Einschluss wirklich profitiert. Die Hochschulen gehen voran. Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) hat soeben einen Leitfaden für inklusive Sprache zuhanden ihrer Studentinnen und Studenten herausgegeben, in dem «Herr» und «Frau» aus der Anrede verschwinden sollen und «jedermann» zu «alle» wird.

An der Universität Basel wurden vor kurzem genderneutrale WC eingerichtet, oder, wie sie noch etwas inklusiver heissen: «All-Gender-WC». Die Frage, wer diese WC benutzen kann, beantworten die Leiter des Uni-Projekts Diversity and Inclusion auf ihrer Website philosophisch: «Alle sind willkommen, die Toiletten für alle Geschlechter zu benutzen.»

Die Inklusion ist eine paradoxe Folge der Identitätspolitik. Je stärker die Gesellschaft in klar definierte Identitäten fragmentiert wird, desto mehr pochen die Gruppierungen auf ihre Sichtbarkeit und Anerkennung durch Inklusion. Das Kürzel LGBTQIA+ wird aus gutem Grund um das Plus-Zeichen ergänzt. So geht auch keine sexuelle Orientierung oder Identität vergessen. Das Kürzel führt sich selber ad absurdum.

Angeblieh beweist Offenheit und Toleranz, wer für Inklusion kämpft. Laut Studien fühlen sich immer weniger Jugendliche «exklusiv» vom anderen Geschlecht angezogen und outen sich vielmehr als bisexuell. Noch inklusiver, und damit sozial gerechter, lieben die Pansexuellen – ihnen ist völlig egal, ob der andere ein Mann oder eine Frau ist, ob schwul, hetero, trans, nonbinär, asexuell. Inklusion als Fehlen jeder sexuellen Präferenz. Inklusiv zu handeln, lässt einen sich selbst gut fühlen. Das gilt nicht nur für die Partnerwahl, sondern für jede andere Vorliebe. «Ich bin der inklusivste Hörer aller Zeiten», sagte der DJ und Musikproduzent Steve Aoki dem «Guardian», der ihn zu seinem Musikgeschmack befragte. Indem er von Abba bis ZZ Top jede Band gleich gerne hört, tut er gewiss niemandem weh, aber es tönt auch unglaublich langweilig.

Genauso leicht macht es sich, wer darauf pocht, nirgendwo ausgeschlossen zu werden. Er sieht sich als Opfer, statt die Differenz auszuhalten und sie als Teil einer komplexen Identität zu begreifen. Weil Opferidentitäten aber so mächtig geworden sind, werden geschlechtergetrennte Zonen im öffentlichen Raum aufgehoben und für alle zugänglich gemacht. Nur zeigt sich dabei auch die Grenze des inklusiven Gedankens: Das Bad Utoquai in Zürich musste seine reinen Frauenabteile wieder öffnen, so heftig war der Protest der Frauen.

Die Grenze ist auch da spürbar, und zwar als Paradox, wo die Inklusion der einen Gruppe die andere ausschliesst. Die einfache oder leichte Sprache setzt sich in amtlichen Schreiben immer mehr durch. Damit sollen auch Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung erreicht werden. In Museen werden Bilder mit einfacher Sprache beschriftet, auf manchen Redaktionen liest eine eigens dafür eingestellte Person mit Leseschwäche die Texte vorab, um sprachliche Hürden auszuräumen. Gerade die Gendersprache ist aber voller solcher Hürden. Schon das Nennen der weiblichen neben der männlichen Form macht einen Text für diese Menschen unlesbar. Der Genderstern ist erst recht ein Stolperstein. Alle mit einzuschliessen, sperrt andere aus.

Ein Gefühl von Exklusivität

Man muss Minderheiten schützen, aber nicht so tun, als wären alle gleich. Das nützt auch den Betroffenen nichts. Das leistungsschwache Kind in der Regelschule merkt, dass es anders ist, und wird darunter erst recht leiden. Firmen schaffen heute Stellen für Menschen mit Handicaps, ohne dass klar definiert ist, was für Aufgaben diese erledigen sollen. Dabei möchte doch auch eine behinderte Person eingestellt werden, weil sie gut ist, und nicht, weil sie behindert ist. Und manche Frauen ziehen es tatsächlich vor, sich im generischen Maskulin mitgemeint zu fühlen, statt so umständlich und sprachlich unästhetisch angesprochen zu werden. Der Ökonom und frühere Spitzenschwimmer Alex Miescher schrieb kürzlich in der «NZZ am Sonntag»: Das undifferenzierte Einfordern der Inklusion im Sport kollidiert mit dessen Wesenskern, dem Wettbewerb. Zudem würden Menschen mit Behinderung manchmal im Sport auch unter sich bleiben wollen, und auch er könne weder am Lauberhornrennen teilnehmen noch an den Paralympics: Er sei einfach zu schlecht oder erfülle die Teilnahmebedingungen nicht: «Nein sagen zu dürfen, gehört auch zur Gleichstellung.»

Wer Nein sagt, anerkennt Unterschiede, ohne diese zu bewerten. Individualität wird heute hoch gewichtet, und statt diese als die Berechtigung anzuführen, überall Einlass und Einschluss zu fordern, könnte man sie auch positiv deuten: Ich bin wichtig als die, die ich bin, und gerade deshalb muss ich nicht überall dabei sein. Nicht überall dabei sein zu müssen, gibt einem auch ein Gefühl von Exklusivität. Die Exklusion kann mir im Guten vor Augen führen, dass ich anders bin. Auch das bedeutet Freiheit. Die Inklusion hingegen verwischt die Differenz, die das Individuum auszeichnet. Aus Angst vor Unterschieden sollen alle gleich sein. Doch Gleichberechtigung heisst noch lange nicht Gleichmacherei.